



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 165.

Dienstag, 19. Juli

1927.

(5. Fortsetzung.)

Grit und die Drei.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Curt Selbert.

„Warum läßt man das alles so verkommen?“ fragte sie. Es war die erste Frage, die sie an ihn richtete.

„Verkommen? Sie sind im Irrtum, das geschieht mit voller Absicht. Was sollen wir mit den Seen machen? Darin baden? Oder Kahn fahren? Dazu hat hier niemand Zeit. Aber, wenn wir sie lassen, wie sie sind, dann züchten wir hier Sumpfhühner, Schnepfen, Wildgänse und ähnliches Getier.“

„Zu welchem Zweck?“

„Zum Abschießen und Aufessen.“

„Ach so!“

Sie mußte lachen, und Ehrngruber lachte auch, aber er lachte nicht herzlich, er lachte wie ein Schulfünge, der dreimal eine falsche Antwort gegeben hat und nun froh ist, den Lehrer befriedigt zu haben.

„Wollen wir nicht mal galoppieren?“ fragte sie plötzlich und begann ihr Pferd anzutreiben.

Ehrngruber war mit einem Satz an ihrer Seite.

„Geben Sie acht!“

Aber es ging wundervoll, sie jagten durch den Wald auf schmalen, weichen Pfaden, man hörte nichts als das dumpfe gleichmäßige Stampfen der Hufe und das leise Keuchen der Tiere. Nie hatte sie gewußt, daß Reiten etwas so Wunderschönes sei, und sie gab nicht nach, bis sie aus dem Walde heraustraten und nun in gestrecktem Galopp eine Anhöhe hinauffuhren. Oben angekommen hielten sie, sie klopfte ihrem Fuchs den Hals und gab ihm gute Worte.

„Haben Sie Zügel mitgenommen?“ fragte er.

Als sie verneinte, griff er in die Tasche und reichte ihr ein paar Stücke, die sie weit vornübergebeugt dem Tier hinhielt, das sie eifrig erschnappte. Drunten im Wiesengrund sah man ein paar Leute bei der Arbeit, Ehrngruber erkannte, daß sie zum Gut gehörten, und bat um Verzeihung, er müsse einen Moment hinunter, den Arbeitern etwas anweisen. Ob sie sein Pferd so lange halten wolle? Sie nahm die Trense seines Braunen und wartete, während er in langen Sprüngen den Abhang hinunterlief. Da hörte sie eine Stimme an ihr Ohr schallen.

„Sie halten Grenz wacht, Gnädigste?“

Ein Reiter hielt vor ihr, dem sie den Weg versperrte, ein eleganter großer Mann auf einem herrlichen Falben. Sie sah ihn unverwandt an, doch ohne ein Wort zu sagen.

„Ich habe noch nicht das Vergnügen gehabt, Sie kennen zu lernen“, sagte er mit einer klaren metallischen Stimme, die nicht unangenehm berührte, „gestatten Sie, daß ich mich vorstelle: Paul Mattentin.“

Als er den Hut lüftete, sah sie, daß er einen gutgeformten, feingeschnittenen Kopf hatte, den Scheitel an der Schläfe und seitlich über den ganzen Schädel gekämmtes Haar. Sie war gar nicht überrascht, ihn hier zu treffen, ja sie hatte fast angenommen, daß er es sein müsse, und sie war nicht unangenehm berührt von seiner Erscheinung, aber sie neigte nur leicht das Haupt, ohne ein Wort zu erwidern.

Das also war der Mann, der Bert Alcoln so schlecht behandelt hatte? Eigentlich sah man ihm das gar nicht

an. Er schien übrigens gut über sie orientiert zu sein, vielleicht kannte er Ehrngruber, jedenfalls schien er zu wissen, wer sie war, denn er fragte ohne Umschweife, ob es ihr hier auf dem Lande gefalle, ob sie sich nicht einsam fühle und ob sie nicht lieber wieder zurück in das Leben und Treiben der Stadt wolle? Es könne doch für eine so ausnehmend hübsche und intelligente Frau nicht schwer sein, auch dort eine passende und ansprechende Beschäftigung zu finden. Sie gab keine Antwort, sondern sah sich nach ihrem Begleiter um, der gerade wieder den Hang heraufgekommen zu sein schien, denn er stand in einiger Entfernung, eilte aber sofort herbei, als sie ihn ansah.

Mattentin wendete sein Pferd und ritt grüßend von dannen, ohne ein Wort hinzuzufügen. Auch sie ritten jetzt zurück.

„Wissen Sie, wer das war?“ fragte Ehrngruber eifrig.

„Nein, wie soll ich die Leute hier kennen, die einem in den Weg reiten?“

„Das war Herr Mattentin.“

Sie machte ein hochmütiges Gesicht.

„So? Das war Herr Mattentin?“

Weiter nichts, und sie tat, als interessiere sie der Herr nicht im geringsten. Ehrngruber aber schien, als habe sie sehr wohl gewußt, wer der Mann war und als sei sie gar nicht gleichgültig ihm gegenüber. Und er blieb eifrig und wortkarg, bis er sie wohlbehalten wieder im Gutshof abgeliefert hatte.

Kreuzfeuer.

Als Bert Alcoln Rita erblickte, hatte er einen Moment den Gedanken: Umkehren auf der Stelle, nur hinaus aus diesem Haus, ehe es zu spät ist. Das Gefühl, man wolle ihn einfangen, zwang sich ihm mit Macht auf, und die ersten Eindrücke sind bekanntlich immer die besten.

Doch als sie nun auf ihn zukam, jung, hübsch, elegant, strahlend in ausgelassener Laune, da konnte er wieder nicht zurück, konnte nicht fortgehen, mußte ihr die Hand geben, so tun, als lerne er sie eben erst kennen, mußte Platz nehmen und sich unterhalten mit zwei Menschen, die ihm im Augenblick so völlig fremd waren, daß er vor sich selbst erschrak.

Später, in der Bank, ließ er sich die Bücher geben und vertiefte sich einige Stunden hinein. Da vergaß man am besten.

Er sah bald als erfahrener Kaufmann, daß es um die Firma Reinhold Amberg nicht zum besten stand und daß manche riskante Geschäfte in letzter Zeit gemacht worden waren, die ebenfögt hätten schief gehen und zum Bankrott führen können.

Als er Herrn Amberg seine Meinung freimütig darüber sagte, meinte der, es seien schwere Zeiten, und man müsse ab und zu auch mal was riskieren, aber er sei eben ein alter Mann, und er freue sich, in ihm eine junge, tüchtige Kraft gewonnen zu haben, die derartige Todesritte, wie er sich ausdrückte, vermeiden werde.

Am Nachmittag verließ Herr Amberg auf eine

Woche, er wolle einen alten Freund besuchen, mit dem er wichtige Transaktionen vorzunehmen habe, sagte er. Alcolin fiel auf, daß er eben erst gesagt hatte, er sei ein alter Mann und wolle sich quasi langsam vom Geschäft zurückziehen, und nun hatte er wieder große Pläne im Kopf. Aber diesmal behielt er seine Weisheit für sich.

Das Bureau schloß um fünf, er klappte die Bücher zu, nahm Hut und Stock und trat auf die enge Gasse, die sich Mittelstraße nannte.

Draußen wartete Rita auf ihn.

„Sie sind überrascht?“ fragte sie schelmisch.

„Durchaus nicht, ich hatte mir gedacht, daß Sie hier wären. Sicher wollen Sie Ihren Herrn Vater abholen, aber leider muß ich Ihnen mitteilen . . .“

Sie hing sich ohne Umschweife in seinen Arm.

„Dummer Mann Sie“, sagte sie, „mein Vater ist verreist, das weiß ich so gut wie Sie. In meinem Leben bin ich noch nicht hier gewesen, ihn abzuholen. Auf Sie warte ich, fühlen Sie das nicht?“

Wie ein heißer Strom zuckte es durch seinen Körper, die Wärme ihrer weichen Haut teilte sich der seinen mit, unwillkürlich drückte er ihren Arm fester und mußte im Moment an eine Postkarte denken, die er am Vormittag erhalten hatte und auf der ihm das Detektivbureau mitteilte, daß es leider immer noch nicht gelungen sei, den Aufenthaltsort von Fräulein Margarete Hejermanns ausfindig zu machen.

Sie dirigierte ihn durch mehrere Straßen, und auf einmal standen sie vor den Schaufenstern der Firma Liesegang, welche für Herrenmoden tonangebend war.

„Was wollen wir hier?“

„Eine Krawatte erstehen, die Ihre ist schauderhaft. Verzeihen Sie den harten Ausdruck, aber es ist so.“

Bert betrachtete seinen blauen Schlips mit roten Tupfen, den er stets für besonders schön gehalten hatte, aber er war nie mit der Mode ganz gleichauf gewesen, und wenn sie es sagte, mußte es wohl so sein. Rita schien bekannt zu sein in dem Geschäft, sie bemühte zwei Verkäuferinnen zur gleichen Zeit, ließ sich zahllose Krawatten vorlegen und wählte lange und mit großer Sachkenntnis. Woher sie die hat, dachte Bert, ihr Vater trägt doch nur recht verbotene Sachen. Endlich hatte sie eine gefunden, die sie für gut befand, er mußte hinter eine Wand treten und sie sofort umbinden. Allerdings, das mußte er zugeben, Geschmack hatte sie, denn sein alter Schlips hielt mit dieser Krawatte keinen Vergleich aus.

Grit hatte nie darauf geachtet, was er trug, sie fand ihn immer schön, aber schließlich war er doch kein Gott und brauchte auch Garderobe, um liebenswert auszu-sehen.

Allerdings war die neue Krawatte auch erheblich teurer, als die alte im Duzend gewesen war, doch das war jetzt egal. Der Cavalier schweigt und zahlt, hatte Müllers Emil in der Schule immer gesagt, und der mußte es ja wissen. Als sie den Laden verließen, hatte er das Gefühl, vorher nicht menschenwürdig ausgesehen zu haben, und er war Rita direkt dankbar, daß sie ihn mit Gewalt gezwungen hatte, sein Äußeres zu ver-schönern.

„Ich möchte schrecklich gern mal Ihre Wohnung sehen“, sagte sie plötzlich auf der Straße. „Ich habe noch nie gesehen, wie ein Junggeselle wohnt.“

Wenn sie ihm das vor acht Tagen gesagt hätte, würde er auf der Stelle die Beziehungen zu ihr abgebrochen und sie verlassen haben. Jetzt war ihr Einfluß bereits groß genug, daß er gar nichts mehr dabei fand und nur einen Moment überlegte, ob auch aufgeräumt sei.

„Vielleicht nehmen wir auch ein paar Stücke Kuchen mit. Ich lasse dann eine Tasse Kaffee kochen“, schlug er vor.

„Sie dürfen auch zwei Tassen kochen lassen, aber ich komme nur mit, wenn Sie mir versprechen, heute bei uns zu Abend zu essen.“

„Aber Ihr Herr Vater ist doch verreist?“

„Nun, was schadet das? Glauben Sie, ich habe Angst vor Ihnen? Vor Ihnen? Da kennen Sie mich schlecht!“

Und sie ballte ihre kleine Faust und hielt sie ihm lachend vor die Nase, während ihre schwarzen Augen sich schnell und tief in die seinen bohrten.

Die beiden Zimmer, die Bert bewohnte, erwiesen sich als besuchsfähig. Sie waren bis in die letzten Ecken aufgeräumt. Rita klatschte in die Hände.

„Ach, haben Sie's hier nett!“

Sie setzte sich auf jeden Stuhl, warf sich auf die Chaiselongue, klimperte ein paar Takte auf dem Klavier, deckte zwischendurch den Tisch, nahm der Wirtin den Kaffee ab und wirtschaftete umher, als wohne sie seit Jahren hier.

Bert blickte erstaunt auf dieses Mädchen. Wie ganz anders war sie als Grit, die man lieben mußte, ja, die man allein lieben konnte. Aber Rita war begehrenswert, ja, das war das richtige Wort, man konnte sie nicht lieben, man beehrte sie. Und als habe sie seine Gedanken erraten, sprang sie plötzlich auf ihn zu, stellte sich, die Arme auf den Rücken verschränkt, daß ihre Gestalt sich straffte, vor ihm auf, trat ganz dicht an ihn heran. Sie berührten sich, Leib an Leib standen sie, ihre Augen leuchteten, starrten in die seinen hinein, riefen, fragten: Nun? Wird's bald? Willst du mich nicht nehmen? Siehst du nicht, wie ich dir entgegendränge? Ihr Mund glühte, bebte, leicht geöffnet . . .

Da packte er sie mit wilder Gewalt, daß sie aufschrie vor Schmerz, ließ sich küssen, küßte wieder, packte seinen Kopf, zog ihn zu sich hinab, tief, tiefer, daß er mit ihr umzufallen glaubte, und riß sich plötzlich los, keuchend, aufatmend, stieß ihn zurück, wich zurück, rief:

„Was — hast du getan?“

Von ihm aber war jetzt der Bann gewichen, der auf ihm gelegen hatte. Er lachte nur und nahm sie wieder und wieder in den Arm und küßte sie, bis ihr der Atem verging und bis sie erschöpft auf einen Stuhl sank.

„So bist du?“ lachte sie erstaunt, „stille Wasser sind tief!“

Dann tranken sie Kaffee, wie sitzsame Kinder, lachten sich an und sagten sich liebe Dinge ins Ohr . . .

Und am Abend, als er in ihrer Wohnung erschien, war sie in großer Toilette, in der Ecke am Ramin war ein kleiner Tisch mit zwei Gedecken aufgestellt, er sah den Sekt auf Eis und den Kaviar im Bloch stehen. Sie aßen schweigend zuerst, dann sagte sie ganz unvermittelt:

„Hast du dich eigentlich nie gewundert, daß gerade mein Vater dir eine Stelle anbot?“

„Als er zu mir kam, wußte ich noch nicht, daß es dein Vater war, aber als ich dich sah, war ich sehr überrascht.“

„Ja, denke dir, das war recht seltsam, und das muß ich dir unbedingt erzählen. Wir hatten uns kennen-gelernt, und ich wußte, daß dir das Unglück passiert war. Ich glaubte an deine Unschuld und wollte dir gern helfen, und da Vater jemand wie dich gut gebrauchen konnte, schlug ich ihm vor, dich zu engagieren. Und als ich ihm das sagte, war er sofort einverstanden. Ich hatte mit seinem Widerstand gerechnet und mich auf einen kleinen Kampf direkt gefreut, er aber meinte, auch er habe schon daran gedacht, dich zu nehmen, da du ihm leid tätest und sicher unschuldig wärst.“

„Zwei Seelen und ein Gedanke“, lachte er, aber er glaubte kein Wort von dem, was sie sagte.

Frauen wie Rita müssen ab und zu lügen oder müssen immer lügen, es kleidet sie gut, sie brauchen es, warum sollen sie es also lassen? Sie ist reizend, wenn sie Dinge erzählt, die sie selbst nicht glaubt, dachte er, aber in erster Linie ist sie reizend.

Nachdem er umständlich die dritte Glasche Sekt auf-gemacht hatte und der Pfropfen knallend gegen die Decke gesprungen war, begann sie sich behaglich auf dem Diwan auszustrecken, sie lag da wie eine Kake, die darauf wartet, daß man sie kraut und ihr das Fell streicht, die kragen kann, aber die Krallen eingezogen hat . . .

(Fortsetzung folgt.)

Ein Heiratsantrag.

Von Hermann Bode.

„Ich habe keine zusammenhängenden Gedanken, sie hängen aber alle zusammen an Ihnen,“ schrieb einst Goethe an Frau von Stein. Und so hatte eben Gerd Hanstein an Fräulein Helene geschrieben — mit großen Buchstaben auf feinstes Papier. Noch viel viel mehr hätte er hinaus, schüttelte sein Herz aus — vier Seiten hindurch.

Keine leichte Arbeit — ein Heiratsantrag! Doch nun lag er fertig da. Gott sei Dank! Gerd atmete befreit auf. Als er die Feilen überlas, erschienen sie ihm albern. Wieder zerrte er nervös den Briefbogen, warf ihn in den Papierkorb, der bis zum Rand gefüllt war mit zerstückelter Sehnsucht.

Beherrschten Augen betrachtete er den vertrauten Schnitzbehälter. Wie nahe fühlte er sich ihm verwandt — lauter Felsen, durchtränkt mit Liebe. Da posante man stets: Liebe, o welches Glück! Nur ein Idiot konnte die Worte erfunden haben.

Liebe — du schreckliches Unglück! Nachst die Menschen verrückt, unfähig zu jedem ernststen Tun, unfähig zu klarem Denken.

Gerd griff aus dem Papierkorb eine Anzahl Liebes-
seufzer, ballte sie zur Kugel und warf sie der Goethebüste an die Stirn. So respektlos benahm sich der arme Junge.

Goethe, dessen bedeutender Kopf auf dem Bücherschrank thronte, schien zu lächeln, als wolle er sagen: „Auch ich habe in den Wertherjahren Schlimmes durchgemacht; gedulde dich, junger Freund — die Zeit heilt alle Wunden, selbst blutende Wunden.“

Gerd erfaßte nichts von den Weisheitsworten, die aus Goethes Zügen leuchteten. Er rastete im Zimmer umher. Seine gesunde, vierundzwanzigjährige Natur suchte irgendein Etwas, an dem sie Kraft ausüben konnte. Da sie nichts weiter vorfand als ein kleines Tischchen, auf dem in einer Vase Blumen dufteten, schlugen zwei willende Häute den unschuldigen Tisch in Trümmer, nachdem die Vase an der Wand zer-
schellt war.

Zerstörung ernüchtert und besänftigt. Auch die grobe Natur atmet nach einem Gewitter tiefe Ruhe aus. So glätteten sich in Gerd jetzt die erregten Nerven; verkörperte er doch nichts anderes als ein winziges Stück echte Natur.

Er zündete eine Zigarre an, ließ sich behaglich in den weichen Klubessell fallen. Den Rauch vor sich hinblasend, begann er nachzudenken. Helene, die um drei Jahre ältere, kluge, stets kühl beherrschte Helene — wachte sie eigentlich zu seiner Frau? Er liebte sie. Daran zweifelte er nicht. Den wirtschaftlichen Untergrund einer Ehe konnte er schaffen. Aber — würden sie einander verstehen? Was möchte Helene sagen, wenn er mal eine Blumenvase an die Wand schmeißt? Oder mit seinen Fäusten einen Tisch zertrommelt? ... Er konnte sich nicht vorstellen, daß ein lauwarm abgetönter Ehemann aus ihm hervorwuchs — so ein gemächlicher Staatsbürger mit den göttlichen Tugenden steter Ruhe und Beherrschung. Er haßte diese Kerls.

Nein — er eignete sich nicht für die Ehe. Da hockte man vom Morgen bis Abend zusammen. Jeder Fehler trat ans Tageslicht. Ahnte Helene all seine Schwächen? Nach seinem Benehmen ihr gegenüber mußte sie ihn für einen lebenswüthig gefestigten Menschen halten. Wie abgeklärt und gemessen sprach er immer in ihrer Gegenwart — genau wie diese Eheonters. Und der wirkliche Gerd Hanstein! ... Ach du lieber Gott! Nein — er heiratete nie ... nie.

Was sollte er nun schreiben. Helene erwartete sein Ge-
ständnis.

„Ich liebe Sie, aber ich heirate Sie nicht.“

Blödsinn.

„Verzeihen Sie, daß ich in meiner Liebe schon zu weit ge-
gangen bin, daß ich in Ihnen Hoffnungen weckte. Bitte, dämpfen Sie ... dämpfen Sie ...“ Unsinn.

„Ich eigne mich nicht zum Ehemann.“

Halt — ich hab's! Gerd sprang vom Sessel auf. Ich werde ihr nichts von Liebe vorsäufeln. Ich werde ihr mein wahres Wesen schildern. Dann mag sie entscheiden. Sie wird nein sagen — ohne Zweifel. Viel richtiger, das Nein ging von ihr aus.

Los! — Die Feder flog über das Papier. Gerd schrieb:
Helene!

Ich liebe Sie. Schon seit langer Zeit kennen Sie meine
Gefühle. Also brauche ich über Liebe nicht mehr zu reden.

Um so deutlicher muß ich über meine Fehler sprechen, damit Sie entscheiden können, ob Sie meine Frau werden
möchten.

Ich habe schon einen kleinen Tisch entzwei geschlagen —
aus Liebe zu Ihnen.

Ich habe eine Blumenvase an die Wand gepfeffert —
aus Liebe zu Ihnen.

Ich kann nicht mehr richtig denken. Meine Gedanken
laufen bunt durcheinander, schießen Purzelbäume, stehen sich
gegenständig auf dem Kopf, treten sich gegenseitig tot — aus
Liebe zu Ihnen.

Ich kann hundertmal sprechen: Es werde Licht. —
Immer steigt nur ein Licht auf ... das sind Sie. Der ganze
Rest meines Wesens liegt im Dunkel und in Trümmern.

In meinem Papierkorb kräuseln sich dreihundert
Briefe an Sie — angefangen, zerrissen, wieder angefangen,
wieder zerrissen. Ich weiß genau, daß es dreihundert sind.
Zuletzt habe ich mir gekauft; sieben bester ich noch.

So — nun Schluß!

Wollen Sie meine Frau werden?

Es küßt Ihre Hände

Gerd Hanstein.

Als Helene den Brief erhielt, brach sie in Tränen aus
über soviel Liebe. Schon lange liebte sie ihn, diesen durch
und durch echten Menschen mit dem Manneswillen und dem
Kinderherzen. Beldne wäre sie, die für kühl Gehaltene, in
seine Wohnung gelaufen, hätte sich ihm an die Brust ge-
worfen. Sie tat es nicht.

Sie schrieb — eine feurige lauchende Zusage.

Anekdoten aus Florenz.

Von Max Krell.

Im vergangenen September, an einem Abend kurz vor
sieben Uhr, und in Florenz verließen zwei distinguiert geklei-
dete junge Männer die Basticeria von Dono u. Ripoti in
der Via Tornabuoni. Sie waren erregt und beglückt von
ihrer unerwarteten Begegnung, der ohnehin ein gutes Jahr
Verschollenheit und Reise vorangegangen war. Der Conte
B. segelte noch ganz im Fluß einer reisenden Geschichte;
Cesare prüfte den Himmel, der dunkel umzogen war; er hatte
es eilig. Der andere küßte leicht den Hut. „Ich erwarte
dich also um neun Uhr in La Pietra, mein Lieber.“

Cesare nickte. „Abgesehen,“ noch einmal drehte er sich auf
dem Absatz um, „ich reiste heute früh auf Angelinas Depesche
hin, wie ich ging und stand, aus Mailand herüber; die Sache
eilte ja, und nun fällt mir ein, daß ich sozusagen nach herum-
laufe.“

„Ich bitte dich, mein Junge. Selbstverständlich findest
du bei mir, was du nur brauchst.“

Sie winkten noch mit den Handschuhen. Und als sie, in
entgegengesetzter Richtung, auseinander gingen, piffen sie
wie im Einklang ihrer Knabenjahre, jeder für sich den
neuesten Refrain.

Dier nun geschah, was an sich natürlich harmlos und
keinesfalls ein Katastrophemoment war, indessen dem Mail-
länder Kopf und Kragen kosten sollte. Ein Weib, zerklüftet
und alt tauchte aus dem Steingewirr der Straße auf, die ge-
rade asphaltiert wurde, und hob, mit der urenigen Geste der
Not, ihm die Hand gegen den Arm. Das fahle Licht aus
einem Teppichgeschäft verzerrte ihr Bild noch. Zur gleichen
Sekunde fuhr mit wilden Böen der Regen eines späten Ge-
witters in die Straße.

Zwei sehr natürliche Regungen kreuzten sich in Cesare:
er wollte sowohl geben, als auch sich schützen. Die Linke griff
nach dem Hut, der schon aufklappte und davon wollte; und
deshaß auch ging Cesare gebückt zehn, zwölf Schritte weiter,
während die freie Hand nach Münzen in der Tasche grub. Er
fischte eine halbe Lira heraus ... die Badegeschichte aus
Cattolica war übrigens wirklich nett, dachte er ... und legte
das Geldstück auf die ausgestreckte Hand.

Aber diese Hand war schlant, war weich und nicht vom
Bitten zerfaltet; sie spitzte nur eben unter einem leinenen
Schirm hervor, obwohl der Regen wieder aufzuhören hätte.
Die junge Contessina Arlini war recht verblüfft, auf ihrem
weißen Handschuh plötzlich die halbe Lira als himmlischen
Niedererschlag zu finden. Zuerst sprang ein Lachen aus ihrem
Mund. Aber Ermete Tasca an ihrer Seite, der so wenig wie
sie begriff, was dieses seltsame Douceur sollte, sah nichts als
eine unerhörte Frechheit darin. Er schnellte gegen Cesare
vor und versetzte ihm zwei scharfe, kurze Schläge ins Gesicht.

Sie standen jedoch schon wieder voneinander getrennt,
als der Karabiniere von Santa Trinita herankam. Die Con-
tessina zitterte wie ein Fohlen, das nach dem ersten Ritt be-
sänftigt werden muß. Als Cesare erklären wollte, stampfte
sie auf.

Die Sache hätte in Seiterkeit und Händelschütteln be-
graben werden können, wenn Tasca Humor besessen hätte
oder zwanzig Jahre älter gewesen wäre. So aber reiste ihn
die Romantik verstaubter Begriffe zu einer Rittersübung im
Gehölz von Cascinen. Deshalb steht seit dem Morgen des
28. September im italienischen Adelskalender hinter Cesares
Namen das Kreuz: Gestorben. Sozusagen an einer Regen-
bode, die in die Via Tornabuoni blies.



Haushaltsführung im Sommer.

Neue Freuden, neue Klümmernisse bringt auch der Sommer für die Hausfrau. Die „Freuden“ sind vor allem durch die reiche Früchte- und Gemüseszufuhr begründet, die das Haushalten viel einfacher gestaltet, und es ermöglicht, ohne viel Kopfschmerzen größere Abwechslung in den Küchensattel hineinzubringen. Gleichzeitig bedingt aber der Sommer auch eine Erweiterung des Pflichtenkreises der Hausfrau und bringt manche neue Schwierigkeit mit sich, die überwunden werden muß. Vorbereitung der Küchenvorräte, zeitgemäße Gestaltung des Küchensattels, Frischhaltung der Lebensmittel, Kühlhaltung der Zimmer und der Küche, das sind so die typisch sommerlichen Probleme, vor die sich jede Hausfrau gestellt sieht.

Was nun das Einkochen für den Winter anbetrifft, so ist dazu zunächst zu sagen, daß es noch keineswegs „unzeitgemäß“ geworden ist, wenigstens nicht in den Fällen, wo man einen eigenen Garten besitzt, dessen Ernte es auszunutzen gilt, oder wo die Familie besonders groß ist, während ein kleinerer städtischer Haushalt in der Tat fast besser wegkommt, wenn er sich in der Winterszeit mit gekauften Konserven aushilft, dies ist kaum teurer und erspart der Hausfrau jedenfalls viel Arbeit. Was nun die praktischen Ratschläge für das Einkochen selbst anbetrifft, so ist an allgemeinen Hauptregeln immer wieder zu nennen: beobachte größte Sauberkeit und Sorgfalt, kaufe nur beste und frischeste Ware ein, denn nur dann hast du die Sicherheit, daß sich die eingekochten Sachen auch den Winter über halten. Bei den Arbeiten selbst kann sich die Hausfrau manche Erleichterung verschaffen, indem sie die Arbeiten gut einteilt und rationell mit ihren Kräften umgeht. Für die Einkocharbeiten, wie überhaupt für alle Küchenarbeiten im Sommer gilt, daß sie zweckmäßiger Weise, so weit es angeht (beispielsweise die Vorbereitung des Gemüses und des Obstes) ins Freie verlegt werden sollten, in den Garten, wenn dieser vorhanden oder auf den Balkon. Die Hausfrau, die durch die verehrte Sommerarbeit sonst besonders ans Haus gekesselt ist und wenig Gelegenheit hat, die Vorteile der Jahreszeit zu genießen, kann dann wenigstens frische Luft einatmen und leidet weniger unter der Hitze.

Gerade das letztere weist uns nun auf die andere sommerliche Aufgabe der Hausfrau hin, auf die Kühlhaltung der Wohnung, eine Aufgabe, die in ihrem eigenen wie im Interesse ihrer Hausgenossen liegt; denn es ist ja bekanntlich eine große Wohltat, wenn man in den Tagen der großen Hitze wenigstens in den häuslichen vier Wänden ein Fleckchen findet, das relativ kühl geblieben ist. Dazu, daß dies geschieht, kann aber durch bewußte Maßnahmen manches beigetragen werden. Oberste Regel hierbei ist, daß man an den wirklich heißen Tagen die Fenster tagsüber geschlossen läßt und auch die Vorhänge bzw. Jalousien herunterläßt, um die Sonne abzusperren. Dafür müssen des Abends, wenn es sich etwas abgekühlt hat, alle Fenster breit aufgemacht werden und möglichst auch alle Türen, damit ein Luftzug entsteht. So weit dies angeht, sollen die Fenster auch die ganze Nacht offen bleiben. Sonst kann man zur Abkühlung der Zimmer noch beitragen, indem man sie wiederholt am Tage feucht aufwischt. Aufgestellte Schüsseln mit Wasser und aufgehängte nasse Tücher vermögen die Temperatur auch etwas zu senken, da das verdunstende Wasser der Luft Wärme entzieht. — In der Küche, dem Orte also, wo die Hausfrau sich besonders viel aufhalten muß, ist es leider besonders schwer, für eine verhältnismäßig kühle Temperatur zu sorgen, weil dort der brennende Herd im Gegenteil noch zur Erwärmung beiträgt. Da kann nur der Rat gegeben werden, nach Möglichkeit den Kohlenherd wenig zu benutzen und wenigstens für die kleineren Mahlzeiten einen elektrischen oder einen Spirituskocher heranzuziehen. Man kann auch die Zusammenstellung des Küchensattels so treffen, daß verhältnismäßig wenig gekocht werden muß.

Wenn die Hausfrau dies erstrebt, so kommt sie damit übrigens auch keinesfalls nur ihrem eigenen Bedürfnis entgegen, sondern sie erfüllt die Forderung, die heute allgemein aus gesundheitlichen Rücksichten erhoben wird, daß man gerade die Sommerzeit ausnützen müsse, um mehr vegetarische und vor allem auch mehr Rohkost auf den Küchensattel zu setzen. Und dies wieder ist nicht nur gesund, sondern es kommt dem entgegen, worauf die Menschen meist in den

heißen Wochen Appetit haben. Das wird ja wohl jede Hausfrau schon bemerkt haben, wie im Sommer die Eklust ihrer Hausgenossen nachzulassen pflegt; sie kann ihnen dieselben Sachen vorsetzen, die im Winter so gerne gesehen wurden, jetzt werden sie, obgleich die gleiche Sorgfalt bei der Zubereitung verwendet wurde, kaum angerührt. Dies gibt manche Verstimmung, denn die Hausfrau sieht es natürlich nicht gerne, wenn ihre viele Mühe sogar keine Beachtung und Gegenliebe findet. Doch Appetit läßt sich nun einmal nicht erzwingen und das einzige, was die Hausfrau tun kann, ist, daß sie sich den besonderen sommerlichen Verhältnissen anpaßt und vorwiegend leichtere Kost bereitet. Also wenig Fleisch (vor allem kein fettes) und dieses wenn möglich gekocht, nicht gebraten, dafür viel Gemüse, Salate und Obst. Gerade durch Obst kann man viel Abwechslung erreichen. Da gibt es z. B. die vielerlei kalten Schalen, Cremes, Budniags, Kompotte. Oder aber man reicht einfach rohes Obst als Nachtisch oder Beeren zu dicker Milch oder gezuckert und mit süßer Milch übergossen. Solche Gerichte werden in der heißen Zeit bestimmt Anklang finden und haben außerdem noch den Vorteil, daß sie bequem und rasch zu bereiten und sehr gesund sind.

Ein schwieriges Problem in der heißen Jahreszeit ist die Aufbewahrung der Speisen, da sich die Bakterien jetzt besonders rasch vermehren und alles sofort in Gärung bzw. in Fäulnis übergeht. Um dem Mißstand, daß man dauernd in der Speisekammer verdorbene Reste vorfindet, zu entgehen, empfiehlt es sich, nur geringe Vorräte einzulassen und möglichst nur so viel zu kochen, daß alles gleich aufgegessen wird. Für die Vorräte, die aber unentbehrlich sind, seien zur Frischhaltung folgende Winke gegeben. Da man einen Eischrank oder einen leicht erreichbaren Keller, so sind natürlich alle Nahrungsmittel, vor allem Milch, Fleisch, Butter dorthin zu bringen. Stehen diese Hilfsmittel nicht zur Verfügung, dann muß man zu Ersatzmitteln greifen. Ein solches ist z. B. das Ofenloch. Die Butter kann in eine Schüssel mit kaltem Wasser gestellt werden, wobei man das Wasser öfters wechselt. Man kann auch einen irdenen Topf nehmen, diesen anfeuchten und ihn dann über die aufzubewahrende Speise stellen. Natürlich wählt man auch dann noch einen möglichst kühlen, luftigen Platz. Getränke, Speisen und Suppen kann man kühlen, indem man eine Lösung von 350 Gramm gepulvertem Salmiak auf einen Liter Wasser herstellt und in diese Lösung das Gefäß mit den zu kühlenden Sachen hineinstellt. Fleischbrühe hält sich länger, wenn man sie durchsiebt, und auf je einen Liter eine Messerspitzeatron aussetzt. Vor dem Gebrauch muß der sich bildende Schaum weggenommen und die Brühe aufgekocht werden. Ein gutes und bequemes Konservierungsmittel im Sommer ist auch die Zwiebel. Kann man etwa das eingekaufte Fleisch nicht gleich verwenden, dann muß man es in einer schwachen Essigsäure sorgfältig waschen und dann das Fleisch mit Zwiebelscheiben belegen. So hält es sich gut 24 Stunden. Vor dem Gebrauch entfernt man die Zwiebeln und wäscht das Fleisch noch einmal ab, dann bleibt gar kein Zwiebelgeschmack haften. Ähnlich verfährt man bei bereits ausgenommenem Geflügel, hier werden die Zwiebelscheiben auch in das Innere des Geflügels getan. Milch stellt man zweckmäßiger Weise in eine Wasser-glaslösung, diese muß jedoch etwa doppelt so stark sein, als man sie zum Einlegen der Eier verwendet. Nur muß man aufpassen, daß die Lösung nicht bis an den Rand des Gefäßes reicht, in dem die Milch enthalten ist. Man kann dieselbe Lösung auch immer wieder verwenden. Maria Meiningert.

Kühle Speisen für heiße Tage.

Kalte Milchsuppe mit Ei. Ein Liter Milch wird mit Zucker und Zimstangen (zwei) zum Kochen gebracht und mit zwei Gelbeiern angequirlt. Um das Gerinnen der Eier zu verhindern, gießt man erst ganz langsam und unter ständigem Quirlen etwas von der kochenden Milch zu den Eiern und erst wenn diese verdünnt ist, kann man sie, nun schon schneller, in den Milchtopf zurückgießen. Inzwischen hat man das Weiße der beiden Eier zu Schaum geschlagen und mit gestohener Zimt bestreut und übergießt ihn mit der kochenden Milch. Nun stellt man die Suppe zum Erkalten an einen kühlen Ort. Sie schmeckt besonders an heißen Sommertagen sehr gut und erfrischend.